



Glaubenssachen

Sonntag, 12. Januar 2025, 08.40 Uhr

Zu Recht vergessen?
Gedanken zum 150. Geburtstag von Albert Schweitzer
Von Johann Hinrich Claussen

Redaktion: Florian Breitmeier
Norddeutscher Rundfunk
Religion und Gesellschaft
Rudolf-von-Bennigsen-Ufer 22
30169 Hannover
Tel.: 0511/988-2395
www.ndr.de/ndrkultur

- Unkorrigiertes Manuskript -

Zur Verfügung gestellt vom NDR

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf nur für private Zwecke des Empfängers benutzt werden. Jede andere Verwendung (z.B. Mitteilung, Vortrag oder Aufführung in der Öffentlichkeit, Vervielfältigung, Bearbeitung, Übersetzung) ist nur mit Zustimmung des Autors zulässig. Die Verwendung für Rundfunkzwecke bedarf der Genehmigung des NDR.

150 Jahre – das ist ein schwieriges Alter für berühmte Menschen. Den Älteren ist man noch irgendwie bekannt, aber nur in halbverblassten Klischees, die ein Gähnen auslösen oder gar einen Widerwillen. Die Jüngeren wissen nichts mehr von einem, auch nicht, was ihre Neugier reizen könnte. So scheint es heute um Albert Schweitzer zu stehen, dessen 150. Geburtstag am 14. Januar zu feiern wäre. Es ist still um ihn geworden. Dafür gibt es Gründe. Die Verehrung, die er in den Nachkriegsjahren erfahren hat, war übertrieben. Mehr als 200 Schulen und fast 700 Straßen hat man nach ihm benannt. 1952 erhielt er den Friedensnobelpreis. Ein Idol wurde aus ihm gemacht, welches das Gute an sich darstellen sollte, aber weit weg in Afrika war. Der Jugendbuchautor Alois Prinz, der gerade die sehr lesenswerte Schweitzer-Biografie „Radikal menschlich“ veröffentlicht hat, bringt es auf den Punkt.

„In der Nachkriegszeit gilt Schweitzer vielen als lebender Beweis dafür, dass es nach den humanitären Katastrophen zweier Weltkriege noch ‚gute Menschen‘ gibt. Der Kult um Schweitzer diente allerdings, gerade in Deutschland, oftmals dazu, die Verbrechen der Kolonialzeit vergessen zu machen und die Mitschuld am Holocaust zu verdrängen.“

Die Journalistin und Historikerin Caroline Fetscher hat vor zwei Jahren dazu die eindrucksvolle Studie „Tröstliche Tropen“ veröffentlicht. Auf über 800 Seiten präsentiert und analysiert sie den Schweitzer-Kult der 1950er und 60er Jahre. In Büchern, Zeitschriften, Filmen, Theaterstücken, Traktaten und Unterrichtsmaterialien wurde er als ein „Genie der Menschheit“ vergöttert. Sehr überzeugend erklärt Fetscher die sozial-psychologische Funktion dieses eifrigen und erfolgreichen Erbauungs-betriebs. Er war für viele Deutsche nach den Verbrechen und Verführungen der Nazi-Zeit ein neues Vorbild, nämlich eine gütige Vaterfigur, in deren Leben sie sich hineinräumen konnten. Das entlastete sie davon, sich der eigenen Biografie und deutschen Schuld zu stellen. Von ihm wurden sie aber auch – das muss man fairerweise hinzufügen – eingeführt in eine humane Moral der Ehrfurcht vor jedem Leben. Das war ein notwendiger und wirkungsvoller pädagogischer Perspektivwechsel. Zudem konnten die Deutschen über die Verehrung Anteil gewinnen an der Sühne, die dieser säkulare Heilige stellvertretend für sie in Afrika leistete. Dabei bot ihnen der imperialistische Mythos vom vermeintlich „weißen Retter“ ein wohlige Überlegenheitsgefühl gegenüber den bedauernswerten Völkern, denen zu helfen war. So ließ sich der Vernichtungsrassismus der NS-Zeit durch eine Moralität wohlmeinender Herablassung ersetzen.

Aus dem konkreten Menschen Albert Schweitzer wurde so eine Ikone – „unverkennbar mit hellgrauer, verbeulter Hose, kurzärmeligem Hemd mit schwarzer Fliege, Tropenhelm auf dem Kopf und markantem Schnurrbart“, wie Alois Prinz schreibt. Sie diente einer religiös-moralischen Menschheitspädagogik, also einem guten Zweck, jedoch mit fragwürdigen Mitteln. Es nimmt nicht Wunder, dass dieser fromme Spuk mit seinem Tod im Jahr 1965 schlagartig aufhörte. Es folgte eine neue Generation, die Schweitzer erst belächelte und dann ideologiekritisch zerlegte. Heute ist er weitgehend vergessen. Tauchen Schweitzer und sein Leitgedanke der „Ehrfurcht vor dem Leben“ noch im Ethik- oder Konfirmandenunterricht auf?

Es würde sich lohnen. Denn wenn man die alten Bilder und Klischees hinter sich lässt, kann man einen Menschen entdecken, der plötzlich wieder zu denken gibt, weil er in der Lage war, alles aufzugeben und hinter sich zu lassen, um das eine zu tun, was er für sich als das einzig Richtige erkannt hatte. Unbedingt entschlossen war er, aber auch vielfältig begabt: nicht nur ein Arzt im Urwald, sondern auch ein innovativer Gelehrter, der mit „Die Mystik des Apostel Paulus“ eines der schönsten theologischen Bücher der Moderne geschrieben hat, und ein bedeutender Künstler, dessen Orgelspiel zu seiner Zeit weltberühmt war, was man heute

allerdings nicht mehr so recht nachempfinden kann. Worin er für Jugendliche heute attraktiv sein müsste, ist seine Radikalität. Denn gehört es nicht zu jeder intensiv gelebten Jugend, dass man ohne Kompromisse für das Gute einstehen will? Allerdings muss man sich Schweitzers Radikalität heute neu erschließen. Von früh auf war er angetrieben von der Sehnsucht nach einem wahrhaftigen Leben, wie Jesus von Nazareth oder Franz von Assisi es vorgeführt hatten. Zunächst überlegte er, ein Waisenkind zu adoptieren. Dann wollte er Missionar werden. Schließlich studierte er Medizin und brach 1913 nach Gabun auf, um in Lambaréné ein Krankenhaus zu errichten und zu betreiben.

Westafrika galt damals immer noch als das so bezeichnete „Grab des weißen Mannes“. Das war keine Metapher, sondern die blanke Wahrheit. Das tropische Klima, Krankheiten wie Malaria, Raubtiere, giftige Insekten und schädliche Würmer waren lebensgefährlich. Seine Ehefrau Helene Schweitzer konnte es nur für kurze Phasen in Lambaréné aushalten. Es ist ein Wunder, dass Schweitzer hier so intensiv und bis in hohe Alter arbeiten konnte.

Wie konnte er hier überhaupt heimisch werden? Die Umwelt von Lambaréné war keine Idylle. Der Regenwald erschien Schweitzer anders als seine elsässische Heimat nicht als schöne Natur, durch die man erfreuliche Wanderungen unternehmen kann, sondern als eine eintönige, abweisende Biomasse. In seinen Erinnerungen schrieb er:

„Immer nur derselbe Wald, dasselbe gelbe Wasser. Man schließt die Augen eine Stunde, und wenn man sie öffnet, erblickt man wieder genau, was vorher schon da war. Der Wald ist eine dreißig Meter hohe, undurchdringliche Mauer. Man lebt wie in einem Gefängnis.“

Dafür hatte er alles aufgegeben. Es lohnt sich, dieses „alles“ auzubuchstabieren. Für Lambaréné verzichtete Schweitzer auf ein bürgerliches Leben, ein vertrautes Zusammenleben mit seiner Frau Helene und ihrer Tochter Rhena; auf eine akademische Karriere und die Möglichkeit, in Ruhe Bücher zu lesen und zu schreiben; auf ein verlässliches Auskommen; auf die Chance, sich seiner Kunst zu widmen und nicht nur zum Spendensammeln Orgel zu spielen; auf Gespräche mit Freunden; auf alles Heimatliche, die Vertrautheit der Umgebung, Sprache, Sitten, Speisen und Kultur. All das gab er auf. Nicht wenige hielten ihn deshalb für übergeschnappt oder – schlimmer noch – für eingebildet. Wollte er etwas Besonderes sein? Schweitzer jedoch scheint der totale Verzicht nicht schwer gefallen zu sein. Für Geld hatte er sich sowieso nie interessiert. Alles hinter sich zu lassen, muss er als Befreiung erlebt haben. So nämlich konnte er endlich das tun, was er für sich als das allein Sinnvolle erkannt hatte. Man sollte sich Schweitzer deshalb als einen glücklichen Menschen vorstellen. So jedenfalls sieht es Alois Prinz.

„Er wolle sich ‚aus diesem bürgerlichen Leben befreien‘, schrieb Schweitzer einmal an Helene. Er habe keinen Ehrgeiz, ein berühmter Künstler oder großer Gelehrter zu werden, sondern wolle ‚einfach ein Mensch‘ sein.“

Eine innere Unruhe verhinderte, dass Schweitzer sich in komfortablen Verhältnissen einrichtete, die er als falsch und sinnlos empfand. Deshalb stieg er aus, um ganz für seinen Glauben und seine Mission zu leben – so wie viele Missionare vor ihm, viele Aussteiger nach ihm, viele Aktivisten heute noch. Das nötigt Respekt ab, hat aber auch eine dunkle Seite. Man bedenke, was seine Lebensentscheidung für Helene Schweitzer bedeutete: Sie lebte weitgehend ohne ihn, zog ihre Tochter allein auf, konnte von ihm keine Hilfe empfangen, als sie sich und ihre Tochter während des Zweiten Weltkriegs vor den antisemitischen Mördern

in Sicherheit bringen musste, durchlitt später zudem Phasen der Zurücksetzung und Eifersucht.

Wofür das alles? Schweitzers Gedankengang ist nicht kompliziert. Er beginnt mit der Einsicht, dass es in dieser Welt keinen Sinn gibt. Nur der Mensch kann dem eigenen Leben einen Sinn verleihen. Dazu muss er die Kraft entdecken, die hinter allem steht. Das ist der Wille zum Leben. Er verbindet den Menschen mit allen anderen Menschen, Tieren und Pflanzen. Das stiftet eine Art mystischer Verbundenheit. Wem sie sich eröffnet, empfindet Ehrfurcht vor und Mitleid mit allem, was lebt. Doch das ist nur dem Menschen möglich. Denn, so Schweitzer:

„Die Natur kennt keine Ehrfrucht vor dem Leben. Sie bringt tausendfältig Leben hervor in der sinnlosesten Weise und zerstört es tausendfältig in der sinnlosesten Weise.“

Nur der Mensch kann dem einen Sinn entgegensetzen. Prinz beschreibt es so:

„Sinn kann jeder nur für sich selbst und in sich selbst finden, indem man begreift, dass man lebt oder, besser gesagt, dass man Leben ist. Wenn man sich dieser Tatsache, die ein unbegreifliches Rätsel ist, nur tief genug innewird, ergibt sich für Schweitzer zwangsläufig eine ethische Verpflichtung, nämlich Leben zu schützen und zu fördern – und dabei gibt es keine Unterscheidung zwischen höherem und niedrigerem, wert-vollerem und weniger wertvollerem Leben. Alles Leben ist für Schweitzer ‚heilig‘.“

„Ehrfurcht vor dem Leben“ ist für Schweitzer ein universelles Prinzip. Jeder Mensch kann es verstehen und ihm folgen – unabhängig davon, aus welcher Kultur er stammt oder welcher Religion er angehört. Doch bei Schweitzer war dieses Prinzip christlich eingefärbt, und zwar in doppelter Weise: Zum einen ist es für ihn die konsequente Fortschreibung der Nächstenliebe, wie Jesus sie verkündigt hatte, wobei Schweitzer die Nächstenliebe allerdings auch auf Tiere und Pflanzen ausweitet. Zum anderen war der medizinische Dienst am Leben anderer für ihn Teil einer Buße, denn mit seiner Arbeit in Afrika wollte er Wiedergutmachung für die europäische Kolonialschuld leisten.

„Was wir ihnen Gutes erweisen, ist nicht Wohltat, sondern Sühne. Für jeden, der Leid verbreitete, muss einer hinausgehen, der Hilfe bringt.“

So beeindruckend Schweitzers Denken und Handeln ist, es stellen sich Fragen. Ist sein Prinzip nicht eigentümlich leer? Wie lässt es sich auf konkrete Konflikte anwenden, in denen man verschiedene Formen von Lebenswillen miteinander in ein Verhältnis setzen, Entscheidungen treffen und Kompromisse finden muss? Das beginnt mit der täglichen Nahrungsaufnahme und bestimmt ungezählte politische Diskussionen, von der Landesverteidigung über Abtreibung bis hin zur Sterbehilfe. Wer hier nicht argumentiert, kann nur appellieren. Appelle aber verhallen meist. Selbst wenn sie auf offene Ohren treffen, geben sie selten Hinweise darauf, was genau zu tun wäre. Das Ideal erscheint so als unerreichbar. Es bleibt eine heroische Ausnahme. Ist „Ehrfurcht vor dem Leben“ dann aber ein moralisches Prinzip oder nicht eher der Inbegriff eines überkonfessionellen Glaubens? Als solcher kann er viele Menschen inspirieren, aber kaum handlungsleitend werden. Oder er wirkt auf andere Weise politisch, nämlich als Slogan moralpolitischer Kampagnen? Mit seinem äußerst wirkungsvollen und argumentativ sehr gut begründeten Protest gegen Atomwaffen hat Schweitzer gezeigt, welche Macht ein religiös-moralisches Prinzip manchmal entfalten kann.

Eine weitere Frage an Schweitzer lautet, ob sein moralisches Engagement nicht mit europäischem Kolonialismus und Rassismus verbunden war. Schließlich hatte er die Strukturen der kolonialen Herrschaft genutzt, Vorurteile über Afrika geteilt und sich einmal als „älterer Bruder“ seiner Patienten bezeichnet. Prinz versucht, darauf eine differenzierte Antwort zu geben.

„Als ‚älterer Bruder‘ blieb Schweitzer immer in einer gewissen Distanz zu seinen lokalen Helfern, wenngleich er stets versuchte, ihnen das Gefühl zu geben, ihre Menschenwürde zu achten und ihnen mit Freundlichkeit und Humor zu begegnen. Als Arzt und dienender ‚Helfer‘ wollte er Schmerz lindern und Leben retten. Dabei war er selbstkritisch genug, um zu wissen, dass hinter seiner Selbstlosigkeit auch das Bedürfnis stecken konnte, als ‚guter Weißer‘ und ‚weißer Retter‘ den bedürftigen, armen Schwarzen zu helfen. Nicht in Abrede stellte er, dass er in den Jahren viel dazugelernt hat und manches Vorurteil und manches Gefühl der Überlegenheit ablegen musste.“

Zudem war Schweitzer aufmerksam genug, die kriminelle Energie des europäischen Imperialismus zu erkennen und dessen Behauptung, man wolle doch nur den unterentwickelten Ländern des Südens und Ostens eine höhere Zivilisation bringen, als Propaganda zu durchschauen. So bemerkte er:

„O, diese vornehme Kultur, die so erbaulich von Menschenwürde und Menschenrechten zu reden weiß, und die diese Menschenrechte und Menschenwürde an Millionen und Millionen missachtet und mit Füßen tritt, nur weil sie über dem Meere wohnen, eine andere Hautfarbe haben, sich nicht helfen können; diese Kultur, die nicht weiß, wie hohl und erbärmlich, wie phrasenhaft und gemein sie vor denjenigen steht, die ihr über die Meere nachgehen und sehen, was sie dort leistet, und die kein Recht hat, von Menschenwürde und Menschenrechten zu reden.“

Interessanter als der Rassismuskritik ist eine andere Frage. Bei Schweitzer fällt auf, dass er sich für die Religion und Kultur seiner afrikanischen Umwelt vergleichsweise wenig interessiert zu haben scheint – im Unterschied zu asiatischen Religionskulturen, über die er kenntnisreich und nachdenklich geschrieben hat. Zwar hatte er unter den Einheimischen einige Freunde, zum Beispiel Joseph Azowani, den Holzhändler Emile Ogouma oder den Lehrer Ojembo. Aber deren Sprachen hat er nicht erlernt und ihre Traditionen nicht erforscht. Zudem hat er die Einheimischen kaum an seiner Verantwortung beteiligt oder dazu ausgebildet, sich selbst zu helfen – wie es damals in der Mission zum Teil schon üblich war und heute in der Entwicklungsarbeit als unerlässlich gilt. Es blieb bei ihm immer ein hierarchisches Gefälle.

Manchmal hat man den Eindruck, als wäre für Schweitzer die eigene Tat des Guten das Wichtigste gewesen. Wenn nur sie aus der totalen Sinnlosigkeit dieser Welt erlöst, werden dann diejenigen, die Hilfe erfahren, nicht zu Objekten eines Aktivismus, der im Kern bei sich selbst bleibt? Ging es ihm nicht vor allem darum, das Entscheidende erkannt und sich richtig entschieden zu haben, um sich selbst auf der Seite des Guten zu wissen? Wieso sollte er sich dann noch Gedanken darüber machen, ob die Hilfe politisch angemessen und langfristig wirkungsvoll war? Es zählte doch allein die reine Tat. Das eigene Leben wurde für Schweitzer zum entscheidenden Argument. Lambaréné sei für ihn der „Vorposten des Reiches Gottes“. Ob die Einwohner und Nachbarn das unterschrieben hätten? Steckt nicht eine bedenkliche

Anmaßung in solch einer Aussage? Das ist eine Frage, die an Schweitzer wie an jeden Aktivismus zu stellen wäre.

Sie ist deshalb so wichtig, weil es gegenwärtig nicht wenige Aktivisten gibt, politische Weltreisende, Filmstars, Milliardäre, Tierfotografen und alle möglichen Influencerinnen, die öffentlichkeitswirksam auf fremden Kontinenten die Natur bewahren und die Gesellschaft verbessern wollen und dabei erstaunlich unbefangenen den Mythos von „weißen Retterinnen und Rettern“ fortschreiben.

Sie errichten Reservate, schützen Tiere, pflanzen Bäume, führen medizinische Kampagnen durch, bekämpfen archaische Sitten, verbreiten westliche Moralvorstellungen, ohne dabei groß Rücksprache mit den jeweils dort Lebenden zu halten.

Doch eines darf man bei aller berechtigter Kritik nicht vergessen: Schweitzer hat nicht nur Bedenken getragen und mehr oder weniger schlaue Texte geschrieben. Er ist aufgebrochen und hat gehandelt. Unter widrigsten Bedingungen hat er ein Krankenhaus aufgebaut und sich von morgens bis abends um schwerkranke Menschen gekümmert, bis zu seinem 90. Lebensjahr. Das war gelebte, radikale Menschlichkeit. Was ihnen das bedeutete, haben die Menschen in Lambaréné und Umgebung gezeigt, als es für Schweitzer ans Sterben ging. Anrührend erzählt Prinz davon am Ende seiner neuen Biografie.

„Vor dem Haus bildete sich eine riesige Sitzwache. Die Leute vom Lepradorf versammelten sich unter Schweitzers Zimmer und sangen ‚Abore nan, abore nan‘, das heißt übersetzt ‚Danke!‘ Nach seinem Tod kamen in den folgenden Monaten an den Wochenenden von nah und fern Gruppen aus verschiedenen Stämmen, um am Grab zu singen und ihre Totentänze abzuhalten. Zum Rhythmus der Trommeln tanzten bunt gekleidete Frauen wiegend im Kreis und Männer vollzogen ihre geheimnisvollen Rituale. Ihrem Glauben nach kommt ein Verstorbener in das Reich der Ahnen. Von der Zahl der Totentänze hängt es demnach ab, welchen Platz er dort erhält. Die Totentänze für Albert Schweitzer dauerten drei Monate lang.“

* * *

Zum Autor:

Dr. theol. Johann Hinrich Claussen, seit Februar 2016 Kulturbeauftragter der Evangelischen Kirche in Deutschland, vorher Hauptpastor St. Nikolai Hamburg